

Ein Mord Skizze von Katja

Drei Jahre hatte Jan Strnad im Kerker verbracht. Als er herankam, wurde er von seiner Frau und den fünf Kindern mit finsterner Miene und kaltem Schweigen aufgenommen. Schließlich meinte die Frau, es sei besser, wenn er die Schuhreparaturwerkstatt nicht wieder aufmache. Kein Mensch mehr würde ihm einen Auftrag erteilen. Nicht nur dieser Sache wegen . . ., sondern überhaupt. Die Leute bevorzugten jetzt die Maschinenarbeit eines Schuhkönigs in der Republik, der auch in diesem kleinen Ort während Jans Aufenthalt im Gefängnis einen nagelneuen Laden mit blühenden Geräten und routiniertem Personal zwecks Instandsetzung von abgetragenen Schuhen errichtet hatte. Er solle in die Hauptstadt ziehen, sagte die Frau grämlich, und sich irgendeine Arbeit suchen. Sie selbst ginge waschen; und die Älteste helfe ihr bereits dabei. Wenn er ihnen dann noch ab und zu etwas schide, kämen sie schon durch.

Jan Strnad hörte aufmerksam zu. Er sah die Frau, die nicht mehr blühte, die Kinder, die ihm scheu auswichen mit leeren Augen, der Stube armselige und lieblose Einrichtung, das Feld hinter dem Haus, die karge Landschaft und den blauen Himmel. Er atmete tief, sagte: „Gut“, schnürte einen Rucksack, nahm einen Stock in die Hand und ging.

Ueber die Felder kam der Herbst, die Ebereschenbäume am Rand der Landstraße funkelten im reifen Rot ihrer Früchte, die Luft war still und klar. Jan Strnad sog diese langentbehrtene Luft ein, Luft der Freiheit, zart, silbrig und vom frischen Geruch des breit daliegenden Landes durchströmt. Sein Stock schlug im Takt auf den Boden, seine Schuhe — sie waren neu, er hatte sie damals gerade gemacht, kurz bevor „es“ geschah — knarrien ein bisschen, und das Leder blinkte noch. Erst allmählich, beim stundenlangen Wandern, wurde es grau vom Staub der Landstraße.

Jan Strnad traf wenig Menschen. Und keinen, den er kannte. Er ging und ging. Als er aufgebrochen war, hatte die faste Herbstsonne des Mittags über der Erde gestanden. Jetzt kam die Nacht. Die Luft wurde klarer und kälter. Am Himmel, der von einer sonderbar hellen violettten Farbe war, wie sie eigentlich nur die Himmel südlicher Länder tragen, zeigten sich erste Sterne. Sie bligten hell mit silberner Schärfe, am Horizont erhoben sich Wind und Mond mit großer Mühle und eisigem Licht. Strnad überlegte, ob er bis zum nächsten Dorf gehen und dort in einer Scheune übernachten sollte. Dann aber beschloß er, des Himmels Belt als Quartier zu wählen. Er warf sich in die Mulde eines Stoppelfeldes, zog aus dem Rucksack Brot, Speck und einen Apfel, aß mit großem Hunger, legte dann den Sack unter seinen Kopf und versuchte zu schlafen.

Der Schlaf kam nicht so leicht. Dafür kamen die Gedanken, hier in der Freiheit und Einsamkeit der Nacht. Drei Jahre lang hatte Jan Strnad keinen Sternenhimmel gesehen, nicht den Hauch des Windes an seinem Körper gespürt und Feldgeruch in der Nase. Drei Jahre. Am ersten Tag hatte er gedacht, sie würden nie zu

Ende gehen, am achten getobt, am zwanzigsten resigniert. Und schließlich waren sie um gewesen, die drei Jahre.

Verfluchte Tat, unmenschliche Tat. Ein Kind zu vergewaltigen, ein kleines Mädchen mit großen Augen, die stumm vor Qual, dennoch schrie, als er über es hergefallen war. Verfluchter Alkohol! Verfluchte lieblose Frau, die fünf Kinder von ihm empfangen hatte. Erst dachte er, das Mädchen sei tot. Doch dann stellte sich heraus: es war nur ohnmächtig geworden. Vor Schreck, Grauen und Schmerz. Manja hieß das Kind. Ein schmales, zartes, sechsjähriges Kind, das ihm mit rührender Gläubigkeit in den Wald folgte, als er ihm „Bonbons“ versprach. Wieviel hatten sie vorher getrunken? Jan Strnad weiß das jetzt nicht mehr, als er so da liegt, unter den Herbststernen. Gut, daß das Kind Manja nicht tot ist. Es wird heranwachsen und vergessen. Er hat für seine Tat gebüßt. Drei Jahre. Vielleicht kann er sich ranfärben. Dann soll diese Manja eine Freude haben. Er wird ihr eine Kette schenken, ein Kleid und dazu selbstgemachte Schuhe aus feinstem weichen Leder. Natürlich schreibt er keinen Absender. Sie würde die Sachen dann ja doch nur ins Feuer werfen. Nein, mag sie sich nur den Kopf zerbrechen, woher die guten Dinge kommen. Und niemals mehr wird Jan Strnad einen Tropfen Alkohol anrühren. Niemals. Es ist etwas darin, was den Menschen gemein, niedrig, willenlos macht. Es nimmt ihm die Fähigkeit, zum Sternenhimmel aufzusehen, und gerade auf der Erde zu wandeln, ein Geschöpf, funkboll erdacht. Wie hätte er sonst dem Kinde Manja ein Leid getan, er, der die Kinder liebt, der selbst fünf gezeugt hat, aus einer stumpfen dumpfen Frau. Jan Strnad überlegt, daß er eigentlich nie ein Säufler war. Aber so manchmal schmeckte ihm das schwer eingebrachte Bier, der wasserklare Schnaps. Trank er dann noch Brantwein, wachte er nichts mehr vom Sternenhimmel über sich und dem Sinnvollen in ihm. Er war — mit einem Wort — ein Tier, ein Vieh, das nur noch den Drang kannte, die dumpfe Brunst zu befreien. Jan Strnad schüttelt sich, die Gedanken quälen, und er stöhnt noch aus dem Schlaf.

Der Morgen, der dieser Nacht folgt, ist schon wie nur ein Herbstmorgen auf dem Lande sein kann. Die Sonne glänzt golden, ganz blau schimmert die Luft, ein später Schmetterling fliegt über die abgeernteten Felder, die Schornsteine in den Dörfern senden grauen Rauch senkrecht zum Himmel. Strnad wäht sich über dem nächsten Brunnen, eiskalt ist das Wasser und nimmt ihm alle Schwere des harten Lagers aus den Gliedern. Dann ist er, wandert weiter. Bis in die Stadt.

Jan Strnad versucht sich als Gelegenheitsarbeiter, da keiner Bedarf an Schuhmachern hat. Daran ist der König der Schuster schuld, selber einmal ein armer Tropf gewesen wie er, Jan Strnad. Aber Strnad ist ihm nicht böse, es muß wohl so sein, daß der Moloch Maschine alles auffrischt. Längst weiß Jan, daß dieser Moloch besser und rationaler arbeitet als er mit seinen Händen. Doch noch gibt es Arbeiten, die die Maschine

nicht verrichten kann, da wird er es einmal versuchen, er weiß, die Konkurrenz ist groß, Nebenangebot von Menschen besteht, aber vielleicht hat er, Jan Strnad, Glück.

Er hat es tatsächlich. Eine Baugesellschaft, die Häuser aus der Erde schießen läßt wie Pilze, stellt ihn ein. Seine Arbeit ist keine bestimmte. Er macht alles mögliche. Er bewacht den neuen Bau Tag und Nacht, damit niemand dort Material stiehlt. Er holt Ingenieuren und Baumeistern das Essen, den Arbeitern Bier. Später legt er die Treppen, gibt Auskünfte, zeigt die halbfertigen Wohnungen, überwacht den Einzug der ersten Mieter und den Fortgang des letzten Arbeiters. Dann geht auch er, Jan Strnad, zum nächsten Bau.

Fünf Jahre war Jan Strnad nun schon bei der Baugesellschaft. Fünf Jahre hatte er keinen Tropfen Alkohol getrunken. Fünf Jahre wach man mit ihm zufrieden, zahlte ihm seinen Lohn und hatte ihm auch schon einige Male Urlaub geben wollen. Jan verzichtete darauf. Es zog ihm nichts nach Hause. Der Frau sandte er regelmäßig den größten Teil seines Wochenlohnes, doch er schrieb nie ein Wort dazu. Manchmal erhielt er einen Brief. Es stand darin, daß die Kinder groß wurden, daß es ihnen nicht schlecht gehe, daß die Älteste bald heiraten werde. Jan Strnad notierte es gewissenhaft in sich. Damals war er fünfundvierzig Jahre.

Er brach den Schwur, den er sich gegeben — nämlich niemals mehr Alkohol anzurühren — an seinem sechsundvierzigsten Geburtstag. Doch nicht geschah dies seinem Feiertag zu Ehren, sondern, weil ein seltsam beunruhigendes Gefühl ihn quälte. Ein Gefühl, das er nur zweimal im Leben mit gleicher Heftigkeit empfunden hatte. Das erstemal, als er mit seiner Frau am Abend der Hochzeit in die Kammer ging, das zweitemal, als er das Kind Manja im Walde überfiel. So aber fühlte er jetzt, wenn ihm ein bestimmter Mensch begegnete.

Dieser Mensch war eine geschiedene junge Frau. Sie wohnte, zusammen mit einer Freundin, in der zweiten Etage des Neubaus, auf dem Strnad zur Zeit arbeitete, und der in wenigen Wochen seiner Vollendung entgegenging. Das Haus beherbergte nur wenige Mieter, die Frau und ihre Freundin waren als eine der ersten gekommen. Wenn Jan Strnad die junge Frau traf, zitterte er, und in seine Augen trat der Ausdruck eines geilen und demütigen Hundes. Die Frau war gar nicht schön, sie war nur gut und fest gebaut, ging sportlich einfach gekleidet, hatte frische Farben und einen Zug von Freundlichkeit stets um den Mund. Grüßte Jan Strnad, so dankte sie hell und herzlich, manchmal sprach sie mit ihm über den Bau, klagte, daß es so schwer sei, die Wohnung in Ordnung zu halten, man schleppe immer wieder Schmutz von den unfertigen Treppen ins Zimmer. Einmal auch rief sie Strnad, der gerade auf der Etage saß, in die Wohnung. Hat ihn, mit seinen geschiedenen Arbeiterhänden eine Kleinigkeit im Badezimmer zu reparieren. Sie standen in dem schmalen Raum eng aneinander, die junge Frau sprach lebhaft, in ihrer frischen Art, die Konventionelles

verjähmte, sie sagte: „Der Teufel soll die Neuhauten holen, alles nur fürs Auge, kaum faßt mans an, so gehts entzwei“. Strnad, dumpf und wie betäubt von dem Geruch der Frau, die nichts trug als einen Hausanzug aus bunten dicken Leinen, vom Anblick ihrer Brüste und ihres festen Halses, dachte, daß es mit ihr sicher nicht so sei: greiffe man zu, so hielte man herrlich-pralles Menschenfleisch in den Händen, saftig, überquellend vor Blut und Leben. Schnell lief er fort, um Handwerkszeug zu holen, rauchte rasch eine Zigarette, wurde nüchtern, kam wieder, führte die Reparatur aus, erhielt fünf Kronen geschenkt und ging. Die junge Frau lobte ihn am nächsten Tag, sagte, er habe alles wunderschön gemacht, es funktioniere jetzt tadellos, und sie nickte ihm zu. Er wollte irgendetwas sagen, da rief die Freundin von oben: „Viktoria, ans Telefon“. Und Viktoria lief schnell die Treppe hinauf. Jan Strnad wälzte sich in dieser Nacht auf seinem Strohsack, den er sich ins Zimmer einer leeren Wohnung des Hauses gelegt hatte und dachte in demüthiger Glut: „Viktoria, Viktoria“.

Es war stärker als er. Ging die junge Frau an ihm vorüber, so versuchte er, ihren freundlich-gleichgültigen Gruß in derselben Weise zu erwidern. Aber Jan Strnad konnte es nicht verhindern, daß ihm manchmal beim Anblick Viktorias das Blut in den Kopf stieg, und er sie ansah wie ein Mann eine Frau. Viktoria war viel zu klug und bewußt, um es nicht schließlich zu bemerken. Erst machte ihr die plumpe Verliebtheit dieses Menschen Spaß. Sie buchte es als einen neuen Triumph in der Reihe zahlloser Siege. Aber dann begannen ihr die begehrlischen Blicke Strnads, die sie manchmal rüchichtslos entkleideten, unangenehm zu werden. „Wenn der Kerl nur erst weg wäre“, sagte sie zu ihrer Freundin. Diese lachte sie aus, glaubte nicht, was Viktoria sagte. Hand, daß der Mann sie selbst höflich und so wie es sich gehöre, grüße. Glaubte der jungen Frau erst, als sie eines Tages vor ihr stand, mit weichem Gesicht, atemlos, Strnad habe sie am helllichten Tag versucht zu küssen. Im Hausflur. Sei mit ausgebreiteten Armen auf sie zugegangen. Viktoria hielt ein Fläschchen in der Hand. Vor Schreck schrie sie auf. Warf das Fläschchen nach dem Mann. Es flog aber an die Wand. Im Hausflur sah die Freundin noch einige Minuten später die Scherben. Dagegen war Strnad nicht zu sehen. Die Freundin, aufs höchste entriistet, wollte den Vorfall der Gangesellschaft melden. Doch dagegen sträubte sich Viktoria: „Nur kein Gerede. Vielleicht war der Kerl betrunken. Um seine Arbeit will ich ihn auch nicht bringen. Im übrigen ist das Haus ja bald endgültig fertig. Dann geht er sowieso weg, und ich sehe ihn in meinem ganzen Leben nicht wieder.“ Die Freundin zuckte die Achseln. „Wie du willst. Wenn es dir nicht unangenehm ist, hier allein zu sein. Du weißt, daß ich in drei Tagen verreise.“ — „Macht nichts“, sagte Viktoria und steckte die Hände in die Taschen ihres Hausanzuges, „ich fürchte mich nicht.“

Strnad sah es vom Fenster aus, wie Viktoria mit der Freundin forsig und diese einen Koffer trug. Am Abend kam die junge Frau allein nach Haus, sie klapperte selbstbewußt mit dem Schlüsselbund und piffte sich etwas. Strnad grüßte artig, den Kopf gesenkt, damit Viktoria seine Augen nicht sah, die sie entkleideten. „Natürlich“, dachte die junge Frau, „war er betrunken. Gut, daß ich mich nicht über ihn beschwert habe. Hätt' der arme Kerl noch die Stellung verloren. Dabei hat er sicher für einen Haufen Kinder zu sorgen“. Und sie piffte noch unbekümmert.

Am nächsten Abend aber betrank sich Jan Strnad nach fünf Jahren zum erstenmal. Er

wußte keinen anderen Ausweg, um das Bild Viktorias aus seinen Sinnen zu verdrängen. Die Frau war weit, die Kinder und die Erinnerung an das kleine Mädchen Manja blüß geworden. Als er heim ging, torkelte er an den Häusern entlang. Schwere die Glieder vom Schnaps, das Gehirn umnebelt, wach nur die dumpfe Brunst. Die ihn das Kind in den Wald hatte loden lassen.

Aber daran dachte er jetzt nicht. Er dachte an die dicke, feste Frau Viktoria, an den Geruch von Frische, den sie ausströmte, Geruch einer gebadeten und gebürsteten Haut. Als er die Haustür aufschloß, roch er sie schon. Sie war Sekunden vor ihm gekommen, vom Besuch bei Freunden. Jetzt stand sie da und fand im Dunkeln den Schalter des elektrischen Lichtes nicht. Auch sie merkte sonderbarerweise gleich, daß es Strnad war, der hinter sie trat. „Na, Gott sei Dank, daß Sie kommen, ich find' doch diesen blödsinnigen Lichtschalter nicht.“ Und sie streckte den Arm von neuem suchend aus. Doch was Viktoria erastete, war nicht der Schalterknopf. Es war ein rauhes, bärtiges Gesicht, aus dem ihr

Dunst von Alkohol und Tabak entgegenschlug. Sie fuhr mit einem Schrei zurück. Machte einen raschen Schritt vorwärts. Aber Strnad, der nicht mehr Strnad war, nicht mehr der besonnenfleißige Mann, sondern das Opfer von Spiritus und Alkohol, ein Tier, ein wildes, krankes, stürzte sich über sie, riß sie zu Boden. Viktoria, stark und gewandt, kämpfte einen zähen Kampf mit diesem wilden kranken Tier. Doch das war mächtiger. Als die Frau sich noch wehrte, auch in der Vergewaltigung, und des Tieres Lustraferei störte, tat es dasselbe wie vor acht Jahren im Wald. Es legte seine Hand um den Hals der Frau und drückte zu. Drückte solange, bis kein Schrei mehr, der stören und verraten konnte, aus dem Munde kam. Nachher ließ er los.

Nicht schwer war es, Tat und Täter zu identifizieren. Das Schwurgericht verurteilte dem Angeklagten mildernde Umstände und beurteilte ihn zum Tode durch den Strang. Ein Herbsttag, klar wie jener, an dem Jan Strnad die Wanderung in das neue Leben angetreten hatte, sah ihm zum Galgen gehen. „Verfluchter Schnaps“, war das letzte, was Jan Strnad bewußt dachte.

Neue Enthüllungen über Meherling

Der Tod des Kronprinzen Rudolf Konflikte in der kaiserlichen Familie

Die Tragödie des österreichischen Kronprinzen, Erzherzog Rudolf, des einzigen Sohnes des Kaisers Franz Joseph und der Kaiserin Elisabeth, ist bereits des öfteren Gegenstand von Veröffentlichungen gewesen. Nunmehr hat der Universitätsprofessor Dr. Viktor Bibl in Wien soeben die Ergebnisse seiner interessanten Nachforschungen über die Hintergründe des Dramas von Meherling veröffentlicht. Es dürfte sich dabei um authentische Feststellungen handeln. Entgegen der weitverbreiteten Version, daß es sich um die Geschichte einer Leidenschaft handle, kommt Prof. Bibl zu dem Schluß, daß ein Konflikt politischer Art im Vordergrund gestanden habe. Die Weltpresse befaßt sich bereits mit den Forschungsergebnissen, aus denen wir nachstehend einen Auszug wiedergeben:

Die Jugend des Erzherzogs fiel in die Zeit, als Franz Joseph nach den Niederlagen von Solferino und Königgrätz (1866), wenn auch nur widerwillig, dem absolutistischen Regime entsagt hatte. Schon von seinem 15. Lebensjahre an vertrat Rudolf politische Anschauungen, die denen seines Vaters diametral entgegengesetzt waren. In einem Brief an seinen Lehrer, den Grafen Latour, schrieb er, er müsse viel studieren, denn nur das habe einen Wert. Die Titel und Reichtum hätten keine Bedeutung mehr. Er verachte diejenigen, die sich für höhere Wesen hielten, einfach weil sie einer alten Familie entstammten.

Aber Rudolf lehnte sich nicht nur gegen die Aristokratie auf, sondern auch

gegen das monarchistische Prinzip.

Wenige Monate später schrieb er, das gegenwärtige Regierungssystem sei überlebt, und der Sieg des republikanischen Prinzips stehe bevor. Die Einrichtung der Monarchie laufe dem Zeitgeist zuwider. In Kürze werde der menschliche Geist über diese Spuren des Mittelalters triumphieren. 1876, im Alter von achtzehn Jahren, greift er in seinem Tagebuch selbst die Einrichtung des Privateigentums an.

Er schreibt dort, solange das System des Privateigentums eine Kluft zwischen Reichen

und Armen aufreißt, könne man keine wahre Prosperität erwarten. Und er fügt hinzu, Kriege seien unvermeidlich bis zu dem Tage, an dem alle Völker sich geeinigt hätten, um nur eine einzige Familie zu bilden. Die Menschheit werde erst glücklich sein, wenn sie aus ihrem Schoß den Kampf unter den Klassen und die bewaffneten Konflikte zwischen den Nationen verbannt haben werde. Während seiner ganzen Jugend propagierte Rudolf diese Ideen. Dabei zeigte er einen Abscheu gegen die spanische Hofetikette und wandte sich von der Kirche ab. Der deutsche Vorkämpfer in Wien, Fürst v. R e u h, schrieb 1886 in einem offiziellen Bericht über den damals 28jährigen, daß er sich in der religiösen Frage zu einem extremen Modernismus bekenne, daß er an nichts glaube und ostentativ seine Antipathie gegen die Kirche zur Schau trage.

Die Hofetike, die zuerst an eine vorübergehende Krisenerscheinung glaubten, gaben es schließlich auf, ihn zu befehlen. Rudolf galt als erzentsittlich.

„Bestimmt halten sie mich für einen Berrähten“.

Schrieb der Erzherzog in sein Tagebuch. Der Kaiser verfolgte die geistige Entwicklung seines Sohnes mit wachsender Beunruhigung und erklärte oft seinen Vertrauten, daß Rudolf ein geschwägiger Phantast sei. Delikatere Aufträge vertraute er ihm niemals an. Im besten Falle erhielt er den Auftrag, bei einem Bankett den Vorsitz zu führen oder Garnisonen zu inspizieren. Während außenpolitisch die Sympathien der führenden Kreise auf das wilhelminische Deutschland und das zaristische Rußland gerichtet waren, galten die Sympathien Rudolfs dem demokratischen Frankreich. Er sprach davon oft in seinem Briefwechsel mit seinem besten Freund, dem Wiener Journalisten Moriz Szeps. Man findet dort einmal die Aeußerung, Frankreich sei das Wahlvaterland des Liberalismus in Europa und stehe heute an der Spitze des Fortschritts. Daran gemessen, erscheine das Deutsche Reich als die Hochburg

des preussischen Militarismus, dessen Grundpfeiler von Bajonetten gebildet würden. Wenn sich Oesterreich in einem Kriege an seine Seite stelle, werde es gänzlich isoliert sein.

Sepß teilte ganz die Ansichten seines Freundes, und als seine älteste Tochter den jüngsten Bruder von Clemenceau heiratete und der zukünftige „Tiger“ nach Wien kam, vermittelte er ihm

eine geheime Zusammenkunft mit dem Erzherzog.

Wie es scheint, haben sich der französische Politiker und der radikale Prinz ausgezeichnet verstanden. Rudolf machte auch die Bekanntschaft Wilhelms des Zweiten, der auf ihn keinen günstigen Eindruck machte, und den er in seinen Briefen einen hornierten Junker und verblendeten Reaktionsär nannte. Er schrieb über ihn, er sei äußerst geräuschvoll und halte sich für das größte Genie der Weltgeschichte. Der Untergang Deutschlands, den dieser Mann unfehlbar herbeiführen werde, sei nur eine Frage der Zeit. Er sei das Werkzeug des Schicksals, das ganz Europa in ein furchtbares Unheil reißen und Deutschland an den Rand des Abgrundes bringen werde.

Durch diese Idee wurde Rudolf zum Gegenstand allgemeiner Mißachtung am kaiserlichen Hofe. Völlig passiv mußte er folgenschweren Ereignissen zusehen. Da er seine Pflichten ernst nahm, konnte er mit seinen Ansichten nicht zurückhalten. Doch er stieß überall auf eine Geringschätzung, die ihm schwere Wunden schlug. Der spätere Votschafter in Berlin, Graf Szögheny Marich, der sein Testament vollstreckte, charakterisierte die Lage mit den Worten, er sei so im Banne seiner Ideen, daß er nicht mehr zurück könne. Die Situation sei ausweglos, und Rudolf fürchte, daß diese Differenzen eine schwere Krise heraufbeschwören würden, die das Land in den Ruin treibe.

In diese Zeit fiel die Liebe des Einunddreißigjährigen zu Maria Vetsera, die sein tragisches Ende teilen sollte. Es ist außer Zweifel, daß Rudolf entschlossen war, sich von seiner Frau zu trennen, und daß er seine Absichten seinem Vater mitteilte. Das aber galt als unzulässig für einen Thronerben der Habsburger. Doch ist — nach Bibl — hierin nicht die direkte Ursache des Dramas von Meyerling vom 30. Jänner 1889 zu suchen. Prof. Bibl glaubt vielmehr, versichern zu können, daß Rudolf einige Tage vor seinem Tode einen Brief an den Grafen Stephan Karolvi, Mitglied des ungarischen Parlaments, schickte, in dem er

seine lebhafteste Unzufriedenheit über den Entwurf des Gesetzes zur nationalen Verteidigung

zum Ausdruck brachte. Am 25. Jänner hielt Karolvi eine Rede in der Kammer, wo er den Gesetzesentwurf sehr heftig angriff, und zwar heftiger, als es Erzherzog Rudolf gewollt hätte. Die Rede rief im Lande sehr große Erregung hervor, und Rudolf hatte, da er sich dafür verantwortlich fühlte, starke Gewissensbisse, da er glaubte, allzu weit gegangen zu sein. Er klagte sich selbst an, daß er seinen Offiziersseid ver raten habe, und bezichtigte sich der Verletzung der Sohnesstreu. In der Tat, ein Erzherzog, der sich von seiner Frau scheiden lassen will, und der obendrein noch, wie es den Anschein hatte, gegen die Armee intrigiert, das war mehr, als Franz Joseph ertragen konnte. Es ist anzunehmen, daß er im Verlauf der folgenden Unterredung seinen Sohn mit den bittersten Vorwürfen überhäufte. Zwei Tage später wurde Rudolf Seite an Seite mit Maria Vetsera in der Hütte von Meyerling tot aufgefunden.

Organisation

Tom war ein Neger in den südlichen Staaten. Er führte einen Wagen, stets schwer beladen. In der langen Deichsel durch weichen Sand Seine Gruppe Esel den Weg stets fand.

Er hatte gar viele an seiner Deine, Viele arme, ausgetrocknete Eselsbeine. Wenn die Tiere in den Riemen hingen Bestand er's recht, die Peitsche zu schwingen.

Mit der Peitsche mächtig langen Schnur Er den Eseln oft um die Ohren fuhr. Auf dem Vocke saßen, die Peitsche zu knallen, Sie zu schwingen! Dies konnte Tom gefallen.

Er übte; schwang und zielte zugleich. Traf jedes Ohr in seinem Eselsreich. Mit der Peitsche hatte er's zum Meister gemacht.

Eines Tages hielt er mit seiner Eselsmeute In einem Ort vor einem Ladengebäude. Dort saßen Farmer trotz großer Hitze. Sie lauten und spuckten und rissen Wize.

Man rief auch Tom in den lustigen Kreis Und mit ihm die Peitsche, sein Stolz und Preis. Er sollte sie schwingen, die Farmer zu ergötzen; Der dumme Tom, gekleidet in alten Fetzen.

„Sieh dort die Blume am langen Stiel, Die Blume, Tom, nimm sie dir als Ziel!“ Er nahm die Peitsche und schwang sie munter Und dort fiel die Blume vom Stengel runter.

Man staunte und lachte über den Trick; Er aber war stolz auf sein Geschick. Wie der letzte Beifall gerade verklang Ein andrer Dursche vom Esel sprang.

„Sieh dort den Schmetterling, den weißen! Mit der Peitsche mußt' ihn der Luft entreißen.“ Er schwang die Peitsche mit lustiger Gebärde; Gebrochen fielen die Flügel zur Erde.

Dann kam ein witziger Gesell zum Wort Und zeigte mit dem Finger nach einem Ort. „Dort Tom, das Wespennest am Baume, Dies große solltest du treffen im Traume.“

Doch diesmal die Peitsche nicht knallte, Im Kreise bereits ein Lachen erschallte. Tom kraute sich verschmizt in den Haaren: „No sit, davor soll mich sonst was bewahren. Ich treffe den Esel, wenn er nicht pariert! Die Weisheit laßt in Frieden! Die sind organisiert!“

Hans Eckardt.

Wußten Sie das schon ?

Die Blutkörperchen des Menschen sind münzenförmige, kernlose, mikroskopisch kleine Scheibchen mit einer tellerförmigen Ausbuchtung auf beiden Seiten; sie erscheinen einzeln von gelblicher Farbe mit einem Stich ins Grüne.

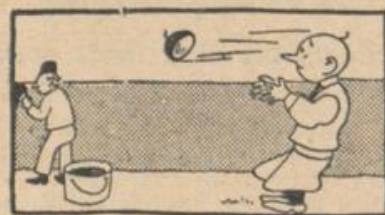
Im ewigen Schnee leben noch elf Schmetterlingsfamilien mit 32 Arten.

Bei schweren Operationen gab man früher den Patienten Bleifugeln in den Mund, damit sie ihren Schmerz darauf verbeißten sollten.

Die Hauptbeschäftigung der Priesterkaste, die sich um 2000 v. Chr. über Babylon und Chaldäa ausbreitete, bestand in der Wahrsagerei.

Eine fleißige Biene sammelt in einem Sommer nicht mehr als einen Teelöffel voll Honig.

Niemals ratlos!



A. Senefelder, der berühmte Erfinder des Steinruders (Lithographie), war ursprünglich ein verbummelter Student der Rechte, der nachher Schauspieler wurde.

Brillen, in der jetzt gebräuchlichen Form wurden im Jahre 1290 erfunden.

Die Chinesen kannten die Impfung gegen ansteckende Krankheiten schon seit dem ersten Jahrhundert. Die Pympe wurde den männlichen Einwohnern und den weiblichen in das rechte Nasenloch geblasen.

Seiteres

Der Fehlbetrag. „Wie teilst du denn dein Gehalt ein?“ — „Etwa 30 Prozent für die Miete, 30 Prozent für Kleidung, 40 Prozent für Essen und 20 Prozent für Vergnügen!“ — „Aber das sind ja 120 Prozent!“ — „Ja, leider, leider!“

Nachschrift. Pflegerin, die für eine Patientin einen Brief geschrieben hat: „Haben Sie sonst noch etwas zu schreiben?“ — Dame: „Nein! Ich denke nicht. Fügen Sie nur noch hinzu: Entschuldige, bitte, die schlechte Schrift.“

Ein Glückspilz. „Meine Frau hat die ungeliebte Gewohnheit, mich mitten im Satz zu unterbrechen.“ „Sie Glückspilz! So weit kommen Sie!“

Kommt darauf an. Herr (auf den Bahnsitz stützend): „Habe ich noch Zeit, von meiner Frau Abschied zu nehmen?“ — Schaffner: „Kommt darauf an, wie lange Sie verheiratet sind.“

Im Zoo. Sie: „Nun stehen wir schon eine geschlagene Viertelstunde hier vor dem Löwenkäfig, und das Tier hat nicht ein einziges Mal gelacht.“ — Er: „Und dabei hat es die ganze Zeit deinen neuen Hut angestiert.“

Ein Trost. Denkel hat sich auf eine Bank gesetzt, ohne zu merken, daß diese Bank frisch gestrichen war. „Donnerwetter.“ fährt er entsetzt auf, als er den Schaden besieht. „Jetzt habe ich die ganze Farbe hier am Mantel!“ — „Das machi nichts weiter, mein Herr.“ meint „nimmtig der Mann mit dem Farbtopf, der gerade hinstrommt, „ich muß die Bank sowieso noch einmal überstreichen!“

Mustafa und die Ehe

Frauen, die man kauft oder raubt — Höflichkeiten am Balkan

Belgrad, im September.

In Belgrad und am Balkan ist die Maschine teuer. Die Menschenkraft ist billiger. Darum bemühen nur sehr reiche Leute die schönen ausländischen Maschinen, die mit viel Lärm in kürzester Zeit ganze Berge von Holz für den Hausgebrauch zersägen und zerkleinern können. Alle anderen dingen zu diesem Zwecke albanische Holzfäller, die sich in allen Balkanstädten massenhaft herumtreiben und diese Arbeit zwar langsamer, aber darum viel, viel preiswerter verrichten.

Auch Mustafa war so ein albanischer Holzfäller.

Ein kräftiger, hochgewachsener Gejelle, finster, verschlossen und schweigsam, wie alle seines Volkes. In der malerischen Tracht der albanischen Bergslämme: lange enganliegende Hosen aus grobem weißem Tuch, ein gefütterter Wams aus Ziegenfell und ein kleines weißes Käppi, das nur den Hinterkopf bedeckt. Seine Hüfte sind hart aber scharf geschnitten, von der befreundenden Schönheit einer uralten Rasse. Denn die Albaner sind das älteste Volk des Balkans.

Die Albaner sind ein höfliches Volk. Es klingt unglaublich, doch sie werden von Sachverständigen als das höflichste Volk von Europa bezeichnet. Natürlich ist ihre Höflichkeit Westeuropäern oft fremd und unverständlich. Aber sie sind auch misstrauisch. Leichter ist das Vertrauen eines amerikanischen Millionärs als eines albanischen Holzfällers zu gewinnen. Denn ein Albaner, auch der einfachste, ist zu stolz, um Fremden seine Sorgen und Leiden mitzuteilen.

Auch Mustafa war so. Jahrelang kamten wir uns, bis er mich würdig fand, mir etwas von seinem Leben anzuvertrauen. Sein Leben: das ist die Geschichte der meisten seiner Volksgenossen. Alle sind Sklaven ihrer harten, kargen Bergheimat, ihrer strengen Volkssitten und Blutgesetze.

Das Leben dort unten in den Bergen des Balkans — erzählte Mustafa — ist nicht leicht. Der Boden ist arm, die Dörfer zerstreut, die Bauernhütten sind oft stundenlang voneinander entfernt. Die Landarbeit kann nicht alle Familienmitglieder ernähren und die jüngeren Männer müssen auswandern, um in der Fremde Brot zu suchen. Dennoch können sie die Heimat nicht vergessen. Sobald sie etwas Geld zusammengearbeitet haben, kehren sie zurück. Und dann erst beginnen die Schwierigkeiten.

Denn alte Sitten erfordert, daß der aus der Fremde zurückkehrende junge Mann heiratet.

Eine Frau zu bekommen in den albanischen Bergen kostet aber Geld. Heiratsfähige Mädchen sind der größte Schatz einer albanischen Familie. Sie werden für teures Geld verkauft.

Ein erwachsener Albaner in seiner Heimat muß eine Frau haben. Sonst ist er minderwertig, der ärmste unter den Armen. Um eine Frau zu bekommen, gibt es zwei Mittel. Sie zu kaufen oder — rauben. Wird er Räuber und entführt das Mädchen, fangen ihn die Gendarmen oder er fällt als Opfer der Rache. Er muß also in der Fremde darben und sparen, damit er nach der Rückkehr in die Heimat ein Mädchen kaufen kann.

Darum gibt es in allen Balkanstädten so viel albanische Holzfäller, die billiger sind als die

Maschine. Sie arbeiten 14 oder auch 16 Stunden täglich, ernähren sich von Brot und Zwiebeln, schlafen in einem Hundestall, frieren und hungern, nur damit sie nach jahrelanger schwerster Arbeit in die Heimat zurückkehren und eine Frau ankaufen können.

Und die Frauen sind nicht billig bei den Albanern. Der Preis bewegt sich zwischen 5000 und 20.000 Dinar, also 300 bis 1200 Mark. Töchter aus albanischen Aristokratenfamilien sind sogar noch teurer.

Der Frauenhandel ist die Ursache vieler Verbrechen unter den Albanern. Darum versuchen Staat und Kirche, diese Sitten auszuwurzeln. Bisher ist es aber nicht gelungen. Denn die Albaner halten an ihren Volksbräuchen fest. Auch wenn sie davon zugrunde gehen.

„Schön ist es bei euch in der Stadt,“ meinte mein Freund Mustafa, als wir über all diese Dinge sprachen. „Da laufen die Frauen scharen-

Schach-Ecke

Geliebt von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönau.

SCHACHAUFGABE Nr. 201.

Von Wilhelm Beutel, Arnsdorf b. Tetschen.

Schwarz: Kd4, Dh1, Lf2, Spg3, Kb3, b7, a5. (7)



Weiß: Kb5, Dc1, Tc3, Lg2, Sp7 Be2. (6).

Matt in zwei Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 201: Ke1—d2!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Schmid Ferdinand, sämtlich Kwitkau; Beutel Wilhelm, Arnsdorf b. Tetschen; Dinneber Emil, Tetschen; Lerche Franz, Wolfersdorf; Wenzel Adolf, Arnsdorf b. Haida; Hyna Franz u. Hyna Josef, Hostomitz; Hieke Josef, Fritsch Anton, Hauptmann Franz, sämtlich Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Kraus Gerhard, Farn; Trlitsch Gustav, Wisterschan; Schöpka Josef, Elditz; Mildorf Adolf, Tschau; Bittner Richard, Fuchs Hans, Kerschlagel Josef, sämtlich Markersdorf; Swoboda Josef, Nechwalitz.

PARTIE Nr. 63.

Preußisch.

Übungspartie, gespielt zu Sobrusan am 21. Feber 1934.

Webersinke A. Böhm Emil
1. e2—e4 e7—e5
2. Sg1—f3 Sg8—c6
3. Lf1—c4 Sg8—f6

Diese Entwicklungsweise ist durchaus empfehlenswert. Freilich kann Weiß mit 4. Sg5 den Punkt f7 angreifen, aber dieser gute Stümperzug, wie Tartakower zu sagen pflegt, endet bald in Rückzug und Gegenangriff, wenn Schwarz einen Bauern opfert. 4. Sg5 d5, 5. eXd Sa5!, 6. Lb5+c6, 7. dXc bXc, 8. Le2! h6, 9. Sg3 e4, 10. Se5 und Schwarz hat zwei gute Fortsetzungen 10. ... Do7 oder Dd4. Sehr geistreich auf 4. Sg5 ist

weise herum. Man braucht nur die Hand auszustrecken und hat soviel man will.“

Da fragte ich ihn, warum er denn nicht auch ein Mädchen aus der Stadt nehme, wenn die albanischen so kostbar seien.

„Nein, mein Herr, das geht nicht,“ antwortete Mustafa. „Ein Albaner darf nur ein albanisches Mädchen heiraten. Die Ehe mit einer anderen wäre Sünde. Der ganze Stamm würde mich mit Verachtung und Spott verfolgen. Und das ist ärger als der Tod.“

UPTON SINCLAIR:

Briefe an einen Arbeiter

mit Zeichnungen von Lili Réthi K6 20.—

Zu beziehen durch alle Kolporteurs

Auslieferung: Zentralstelle für das Bildungswesen Prag XII., Slezská 13

Lc5!?, das aber letzten Endes nicht ganz korrekt ist. Die Widerlegung liegt in 5. d4! dann erst Sx7, bei 5. Sx7 folgt Lx12+1, 6. Kf1 De7, 7. Sxh8 d5 usw. Die Annahme des Opfers 6. Kx12 Sx4+, 7. Kg1 Dh4!, 8. Df1 Tf8! führt zum Verlust, ebenfalls 7. Ke3 Dh4!, 8. g3 Sg3!, 9. hXg DXXg3+, 10. Ke4 d5+, 11. Lx45 D4+.

4. d2—d3

Das einfachste und sicherste Meister Canal verstärkte diese Variante nach 4. ... Lc5, 5. Sc3 d6, durch 6. Lg5! Schwarz kann dann mit 6. ... Lc6 oder 6. ... Sa5 fortsetzen. Schwächen ist der natürlichere Zug 6. ... h6, 7. Lx76 Dxf6, 8. Sd5 Dd8, 9. c3! Se7, 10. d4 eXd, 11. Sx4 Sx6, 12. Ld5 0—0, 13. Da3 Df6, 14. Lb3. (Canal—Johnner, Karlsbad 1929).

4. Lf8—e7

Zahmer als Lc5, doch immer noch besser als 4. ... d5. Durch diesen Befreiungsvorstoß wird der Bauer e5 schwach, z. B. 5. e4Xd5 SXd5, 6. 0—0 Lg4, 7. h3 Lxf3, 8. Dxf3 Sd4, 9. Df3—e4! Sxc2, 10. LXd5 Sxal, 11. Lxb7 Tb8, 12. Lc6+ Ke7, 13. Dxe5 matt. Oder 6. ... Le7, 7. Te1 f6, 8. d4.

5. Sb1—c3 d7—d6 6. 0—0 0—0
7. Sc3—d5 Lc8—g4 8. Sd5Xe7+ Dd8Xe7
9. Lc1—e3 Sc6—a5 10. Le4—b3 Sa5Xb3
11. a2Xb3 a7—a5
12. Ta1—a3

Ein umständliches Manöver, noch dazu im Dunkeln. Wenn schon der Bauer e5 angegriffen werden soll, war es besser, dies mit 12. De1 zu bewerkstelligen.

12. h7—h6
13. h2—h3 Lg4—e6

Da der Läufer Sf3 nicht mehr bedroht ist, kann die Dame beim 14. Zug mit Vorteil nach d3 gehen nebst event. Turmverdopplung auf die a-Linie, doch kommt jetzt ein noch viel zweifelhafterer Zug als es ohnedies schon beim 12. Zug der Fall war.

14. Dd1—a1? Sf6—b7
15. Sf3—h2 f7—f5

Das Unheil ist schon da und Weiß geht auch daran zugrunde. Schlägt er, wird die f-Linie frei, nicht gerade erfreulich; schlägt er nicht, wird den Läufer abgedrängt durch f4, dann stehen fast alle weißen Figuren schlecht.

16. Td3Xa5 Tb8Xa5
17. Da1Xa5 f5—f4
18. Le3—d2 b7—b6
19. Da5—a3 Sh7—g5
20. Sh2—g4 h6—h5!
21. Sg4Xe5 Le6Xh3
22. Sa5—g6 Sg5—f3+
23. Kc1—h1 De7—g5

Die Hauptfigur ist ausgeschaltet, kann nicht zur Verteidigung herbeieilen, die leichten Figuren allein schaffen es nicht, mithin hat es Schwarz leicht, den entscheidenden Schlag auszuführen.

24. g2Xb3 Dg5Xg6
25. Da3—b4 (zu spät) Dg6—e6
26. Kh1—g2

Auf 26. Dc4 folgt Damentausch, nachher SXd3.

26. Sf3—h4+
27. Kg3—h2 De6—g6

Weiß gibt auf.

Anerk. Franz Hyna.